

Beilage zum „Danziger Courier“.

Das Vermächtnis des Freundes.

Roman [8]

von

Anna Brentano-Bauck.

(Fortsetzung.)

„Gut denn —“ fuhr Czesko fort: „So will ich in der Zwischenzeit für Dein Fortkommen sorgen, damit Deine Stellung, sollte Cäcilia Dich wählen, eine ihrer würdige wird. Ich werde Dich nicht nur mit Mitteln, sondern auch mit meinem Einfluß nach Kräften unterstützen!“

Gusti Ferenz blickte seinen Onkel beinahe ungläubig an. Er wollte seinen Ohren nicht trauen, endlich aber brach er in stürmische Dankbarkeit aus.

Czesko unterbrach ihn inmitten seiner Beteuerungen.

„Du brauchst mir nicht zu danken —“ sagte er kalt: „Ich verdiene Deinen Dank nicht! Was ich an Dir thun will, werde ich nicht um Deinet-, sondern um Cäcilias willen thun!“

Diese Worte trafen Gustis warmes Empfinden wie ein eisiger Wasserstrahl und ernüchterten ihn völlig. Bei aller seiner Enttäuschung fiel ihm aber doch in des Grafen sonst so ruhiger und fester Stimme ein Ton auf, welcher ihm wie gewaltsam unterdrückter Schmerz klang. Mit Selbstüberwindung leistete er daher seiner Eingebung Folge und fragte: „Darf ich noch eine Frage an Dich stellen, Onkel?“

„Gewiß,“ antwortete Czesko, der sich bereits zum Gehen wendete.

„Habe ich in meiner Liebe zu Cäcilia auch Deine volle Genehmigung? Bist Du derselben nicht etwa doch im Innern abgeneigt?“

„Unter den Bedingungen, die Du gehört, bin ich einverstanden! Warum die Frage?“

„Weil — nun weil —“ stammelte Gusti verwirrt: „Weil ich mitunter glaubte — sei mir um meiner Gedanken willen nicht böse, Onkel — daß Deine Hingebung für Cäcilia



so groß ist, daß Du vielleicht andre Absichten für deren spätere Jahre hegst?“

„Andre Absichten? Ich verstehe Dich nicht, Gusti!“

„Ich dachte —“ stieß der junge Mann hastig hervor: „Onkel, vielleicht — vielleicht würdest Du selbst um Cäcilia werben, sobald sie herangewachsen ist. Sie ist so bezaubernd und manch ein Vormund machte schon sein Mündel zu seiner Frau!“

Er hielt über die Wirkung seiner Worte erschrocken inne.

Czesko fuhr zurück, als habe ihn ein Schuß getroffen, sein Gesicht erbleichte vor Entsetzen.

„Ich sie heiraten — ich? — Allmächtiger Gott! Knabe, wußtest Du, was Du sprichst?“ —

Zum erstenmal in seinem Leben sah Gusti Ferenz seines Oheims eisige Ruhe erschüttert, und bestürzt starrte er auf das Werk seiner Worte, das jedoch nur einen Augenblick vorhielt, denn im nächsten hatte Czesko seine ganze Fassung wiedergewonnen.

„Deine Sorge ist unnötig —“ sagte er ruhig: „Ich bin kein Freund der Ehe, und der große Unterschied in ihrem und meinem Alter sollte Dir die Grundlosigkeit Deiner Annahme zur Genüge beweisen. Erfülle nur ehrlich meine Bedingungen und ich werde auch meinen gegen Dich eingegangenen Verpflichtungen nachkommen. Und nun gehe wieder zu meinem guten Apolda zurück, er hat lange genug auf Dich gewartet, und wir haben uns, denke ich, alles gesagt!“

Und während Gusti, der Aufforderung des Grafen folgend, langsam den Rückweg zu seinem vorherigen Gefährten einschlug, war er im Innern, trotz der goldenen Hoffnung, die ihm winkte, unbefriedigt und erregt. Das seltsame Wesen seines Oheims hatte ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß derselbe ein Geheimnis in seiner Seele barg, welches er ihm nie entreißen würde.

Aber auch Czesko war erregt. Lange noch schritt er auf und nieder. Gustis Frage hatte ihn geradezu mit Entsetzen erfüllt. Die mit dem Blute ihres Vaters befleckte Hand sollte je die ihrige mit Gatten-

zärtlichkeit drücken? Ihr unschuldiges Herz sollte lernen, an der Brust zu ruhen, welche ein so dunkles Geheimnis einschloß? Er, der Mörder ihrer beiden Eltern, sollte sie als sein Weib vor den Altar führen? Mit Schaudern wies er diesen Gedanken weit von sich.

Gustis Bedenken war grundlos. Czeskos Gefühl für Cäcilia war, wie sein einziges zärtliches, auch sein einziges selbstloses. Ihr eigner Vater hätte ihr nicht können mit lauterer Liebe zugethan sein, als er es war, und der zurückgehaltene Schmerz, den sein Neffe unter der kalten Ruhe seines Tones zu entdecken geglaubt, entsprang den von ihm gemutmaßten Gründen nicht, sondern nur dem Bewußtsein, daß der Tag nicht mehr fern wäre, wo seine Hand das Vermächtnis des teuern, so tief in aufrichtiger Reue betrauerten Freundes nicht mehr allein zu schützen hätte. — — — — — — — —

Als er in den Salon zurückkehrte, traf er Cäcilia dort allein an. Sie saß in dem blumigen Erker und die Kronleuchter, die jetzt auch hier brannten, gossen durch ihre rosa Kugelglasglocken ein mildes, gedämpftes Licht über ihre liebliche Erscheinung aus.

Er trat leise zu ihr heran und fragte freundlich, wie er zu keinem sonst auf der Welt war: „Kleine Träumerin, was sinnst Du?"

Sie blickte lächelnd zu ihm auf: „Ich dachte an Dich!" erzählte sie unschuldig. „Ich dachte, wie berühmt und einflußreich Du in der Welt bist, groß und mächtig, gleich einem König, und dabei bist Du doch immer so herzensgut zu mir! Und dann dachte ich auch an meinen verstorbenen Vater, mit welchem Dich so treue Freundschaft verband, daß Du seiner selbst heute noch gedenkst!"

Sie schwiegen eine Weile, dann begann Cäcilia von neuem.

„Ach bitte, Onkel —" bat sie nachdenklich, erzähle einmal, wie starb mein Vater und wo?"

„Er starb in der Heimat!" sagte Czesko stockend.

„Und warst Du um ihn, als er starb?"

„— Ja!"

„Hatte er viel zu leiden?"

„Ich hoffe zu Gott, nicht!" Czeskos Stimme bebte, wie er das sagte.

„So starb er glücklich?"

„Er starb in Frieden mit allen, selbst mit denen, die ihm Unrecht gethan, wenn auch vielleicht nicht glücklich, da er Deine Mutter, welche damals fast noch so jung war, wie Du heute bist, allein in der Welt zurücklassen mußte!"

Cäcilia seufzte, „Ich verstehe —" nickte sie traurig: „Und sein Tod war der ihrige!" —

Sie schwieg. Ihre zarten Finger lagen vertrauensvoll in seiner Hand und innig blickte sie durch den Thränenflor, welcher ihre Augen umschleierte, in die Züge Czeskos, die andern so kalt und finster, ihr aber so gut und edel erschienen.

Als der Graf so neben Cäcilia saß, trat der Baron Bela Galotti, welcher den Tag über in Geschäften fern gewesen war, in den Salon; er sah das verschiedenartige Paar so traulich beisammen und von neuem fragte er sich, welch' ein Geheimnis Czesko Maria Berkany mit diesem lieblichen, jungen Mädchen verband. — — — — — — — —

Am folgenden Morgen, als die ganze Gesellschaft beim Frühstück in dem freundlichen, kleinen Speisesaal beisammen saß, sagte Czesko zu seinem Mündel: „Im nächsten Monat wird es im Gollnower Schloß voll werden!"

Sie sah mit errötenden Wangen zu ihm auf.

„Und Du möchtest dann wohl auch dabei sein?"

Er sprach wohlwollend und herzlich, wie ein Mann, dem es Freude macht, jemand einen Wunsch erfüllen zu können!"

„O Onkel Czesko!" rief sie jubelnd. Weiter vermochte sie vor Entzücken nichts zu sagen.

„Nun gut, so rede mit meiner Mutter —" meinte er freundlich.

„O, Du weißt doch, mein Sohn, daß ich niemals dagegen war —," sagte Gräfin Theresia: „Ich gönne Cily jede Freude und halte es auch an der Zeit, daß sie aus dieser ländlichen Einsamkeit herauskommt!"

Czesko nickte. „Dann ist die Sache also abgemacht. Du kommst mit uns, Cäcilia."

Dieser Bescheid, der Baron Galotti nach den Auslassungen von neulich höchlichst Wunder nahm, war gewissermaßen das Abschiedsgeschenk des Grafen an sein junges Mündel.

Ein paar Stunden später reiste er nach Paris. Zu mehr als flüchtigen Besuchen in Barken hatte der vielbeschäftigte Staatsmann keine Zeit.

Bela Galotti aber blieb. Was er in Lensdorf zu besichtigen und zu besorgen gehabt, hätte vollauf in einer Woche erledigt sein können, doch er blieb fast bis zu der Zeit, wo Czesko die Pforten Gollnows zum Empfang von Gästen öffnete, und er mit diesen zugleich nach dem Schloß übersiedelte.

Der leichtlebige Kavalier schwärmte sonst nicht für das Landleben, und dennoch blieb er in dem stillen, grünen, anspruchslosen Barken.

Die Lieblichkeit Cäcilias, die schönste Blume unter der reichen Flora der sie umgebenden Natur hatte es ihm angethan. Sie fesselte ihn auf ganz andre Weise wie die feinen, ewig kokettierenden Modedamen, die ihm in den Wiener und Pariser Salons der guten Gesellschaft begegnet waren, und es schien ihm unmöglich, auch ihr jene faden Schmeicheleien und französischen Liebenswürdigkeiten zu sagen, an die er als Mann von Welt gewöhnt war, und die sonst jede Dame gern hörte, wie er wohl wußte. Ihm erging es wie Czesko und Gusti, er hielt es für eine Entweihung ihrer kindlich reinen Seele, ihr von Liebe zu reden, und doch begann er für sie eine tiefe, innige Neigung zu fassen, wie er sie in seinem flatterhaften, von Genuß zu Genuß hastenden Leben noch nicht kennen gelernt hatte. — — — — — — — — —

Die Gollnower Grafschaft wurde von Gästen förmlich überschwemmt.

Auf den großen Schloßhof sprengten im grauen Zwielicht bunte Reiterhaufen, und stolzbespannte Kutschen mit Postillonen und Spitzreitern kehrten von den Nachmittagsausflügen zurück.

In dem großen, prächtigen Ahnensaal lagen Gedecke für ein halbes Hundert Gäste, und durch die langen Flure rauschten die ersten Damen des Landes.

Der österreichische Adel war reichlich vertreten, aber es fehlte auch nicht an deutschen Prinzen, englischen und französischen Herzögen.

Mit einer auserlesenen Schar seiner glänzenden Schloßgesellschaft war am Morgen Graf Berkany zur Treibjagd nach den Wäldern von Gollnow aufgebrochen, welche einen geradezu fürstlichen Wildstand besaßen.

Reich mit Beute beladen, unter dem fröhlichen Bellen der Hunde und dem melodischen Klang der Hifthörner kehrten die Jäger spät zum Schlosse heim, um dort von einer Flora der schönsten und edelsten Damen empfangen zu werden. — —

Die Sonne war bereits gesunken und sämtliche Räume des Schlosses von unzähligen Kronleuchtern erhellt. — Die tapferen Söhne Nimrods fühlten sich aber derartig erschöpft und abgehetzt, daß sie sich alle auf ihre Zimmer zurückzogen und selbst Czesko sich in sein Privatgemach begab.

Der Zufall hatte es gefügt, daß er wegen des herrschenden Platzmangels eines der Gemächer im Frauenflügel gewählt hatte, und zwar war es gerade dasjenige, welches den Prunkzimmern gegenüberlag, die er einst für Marzella del Arko in so fürstlicher Pracht hatte herrichten lassen.

An sie mußte er auch denken, als er den langen, gewölbten Gang entlangschritt. Von der langen Reihe Fenster des Flurs stand eins offen, und durch dasselbe drang der betäubende Duft von zu hunderten in dem Schloßpark blühenden Rosen. Dieser Duft aber war es, welcher alte Erinnerungen in ihm weckte. Sie, die königliche, gefeierte Schönheit, war die einzige glühende Leidenschaft seines ehrgeizigen Lebens gewesen; und hatte sich diese auch in einer unseligen Stunde zum bittersten Haß verwandelt, so hatte Czesko doch mitunter Stunden, in welchen, tauchte ihr Bild mit seinem ganzen berückenden Zauber vor ihm auf, ihn seltsame Gedanken befielen. Diese eigenartigen Gefühle übermannten ihn auch jetzt, und mit rascher Hand schlug er in heftiger Aufwallung das Fenster zu, um den Blumenduft, welcher diese Empfindungen in ihm geweckt, nicht länger einzulassen.

Da ertönte in der Stille des Ganges plötzlich ein leises, lustiges Lachen; es kam aus den unbenutzten Prunkgemächern Marzellas.

Czesko schrak zusammen und blickte empor.

Der lange, dorthinführende Flur war nur spärlich beleuchtet. Hier und da flackerten unruhig ein paar Gasflammen — am Ende standen die geschweiften Thürflügel der Staatsräume weit geöffnet und Cäcilia stand im Rahmen derselben, von mattem Lichtschein umflossen.

Czesko starrte sie an, als hielte er sie für ein wesentliches Gebilde seiner Phantasie, bis sie ihm jeden Zweifel an ihrer Wirklichkeit nahm, indem sie fröhlich auf ihn zugesprungen kam, und ihm ihren frischen Mund zum Kusse darbot.

„Mußte ich lachen, Onkel —" rief sie aus, nachdem er sie gedankenlos auf die Stirn geküßt, „als ich Dich mit so ingrimmiger Gebärde das Fenster zuwerfen sah, Dich, der Du sonst stets so ruhig und gemessen bist! Wenn ich Dich noch einmal so sehe, werde ich vor Dir Angst bekommen, wie alle andern Leute!"

Er hatte inzwischen seine Fassung wiedergewonnen und zog sie zärtlich an sich.

„Das sollst Du nie, meine Tochter!" sagte er warm: „Aber wie kommst Du hierher, Cäcilia? Ich wußte nicht, daß Du im Schloß bist! Meine Mutter hatte noch nichts

Näheres über den Tag Eurer Ankunft bestimmt?“

„Wir sind auch erst vor kaum einer Stunde hier eingetroffen —“ berichtete Cäcilia. „Mich drängt es, Dich wiederzusehen und Gollnow kennen zu lernen! Welch' ein herrliches Schloß es ist! Wie prächtig, stolz und altertümlich! Bitte, bitte, führe mich darin umher!“

„Doch nicht jetzt gleich, Cäcilia?“ meinte er: „Wir haben nur höchstens eine Viertelstunde noch bis zum Speisen. Morgen aber will ich Dir jeden Wunsch erfüllen. Indes, wie kamst Du so allein auf diesen Flur? Man hat Euch doch nicht etwa die Gemächer gegeben?“

Cäcilia lachte.

„Ich habe mich verirrt,“ antwortete sie. „Als ich mich ankleidete, sendete ich meine Marie zu der Gräfin, um meine Schmuckkassette zu erbitten, die sie in Verwahrung hat, und da mir das Mädchen zu lange blieb, wollte ich hinterher gehen und verirrte mich dabei in diese Gemächer, die wohl nie benutzt werden?“

Czesko vermied eine unmittelbare Antwort.

„Jawohl,“ sagte er. „Das Schloß ist groß, und wer es nicht kennt, mag sich leicht darin verirren. Man hätte Dir übrigens Thür an Thür mit meiner Mutter Deine Zimmer geben sollen. Doch nun beeile Dich! Unten in den Sälen warten viele Herrschaften, die begierig sind, Dich kennen zu lernen.“

„Was mich die Fremden kümmern!“ rief sie lachend aus und zuckte die Achseln. Dabei entdeckte sie den Verlust einer kostbaren Nadel aus ihrem reichen Blondhaar, welche sie in den Prunkgemächern verloren haben mußte.

Schnell eilte sie dorthin zurück. Als ihr Blick wieder auf die blauseidnen, silbergestickten Vorhänge und die großen venetianischen Spiegel von seltener Pracht fiel, wiederholte sie ihre Frage:

„Werden denn diese Zimmer nie benutzt? Sie sind doch so schön! Es darf wohl nur eine Königin darin wohnen? Wer hat denn zuletzt hier geschlafen, Onkel?“ sprudelte sie hervor.

„Die Zimmer sind dumpf; es ist besser, Du siehst mir abends nicht so lange darin. Uebrigens habe ich keine Zeit mehr, ich muß zu meinen Gästen gehen.“ — —

Als Cäcilia in den glänzenden Kreis der Gäste ihres Oheims eingeführt wurde, gewann sie sich mit ihrer Lieblichkeit und ihrem jungfräulichen Zauber alle Herzen. Die Prinzen und die Herzöge, die Diplomaten und die Lebemänner, welche in Gollnow weilten, hatten seit Jahren eine so holde Erscheinung noch nicht gesehen. Die gefeierten Schönheiten konnten sich nicht genug darüber wundern, daß Czesko, der kalte Zweifler und Beurteiler, so liebevoll und aufmerksam gegen ein junges Mädchen sein konnte, das am Ende doch nur sein Mündel war. — —

Cäcilia dünkte das Leben in Gollnow wie ein Märchen; alles besaß den Zauber der Neuheit für sie und ihr fröhliches Lachen klang glockenhell durch die so lang verwaist gewesenen Räume. Sinnend blickten ihre Augen in dem gewaltigen Ahnensaal auf die Bilder verblichener Verkanys. Diese gewappneten Ritter in der alten Magyarentracht, diese stolzblickenden Edeldamen, die so bewegungslos aus ihren schweren Metallrahmen auf sie hinabschauten, erfüllten sie mit scheuer Ehrfurcht. Den Schatten der Schuld, welcher auf der Schwelle dieses alten Rittersitzes lag, sah sie indessen nicht. Sie war glücklich. Nur von Liebe und Bewunderung umringt, lachte ihr die Zukunft golden entgegen. — — — — — — — — —

„Worin so vertieft?“ Diese Frage richtete eines Tages eine der im Schloß weilenden, vornehmen Damen an Cäcilia, als sie in der Bibliothek mit heißen Wangen und glänzenden Augen über ein Buch gebeugt dasaß.

Cäcilia zeigte statt jeder Antwort der guten Dame das Buch — es war ein Werk von Maurus Jokai.

Prinzessin Louban, eine Russin und Gattin des bekannten Diplomaten Alexei Louban, lachte und wendete sich zu Czesko, welcher soeben mit ihrem Gemahl ihrem Sohn Prinz Sergei, dem Fürsten Wrede und Bela Galotti in die Bibliothek eintrat.

„Sehen Sie, Herr Graf, Fräulein Cäcilia liest Romane. Gestatten Sie dies?“ fragte die Prinzessin.

Czesko trat näher.

„Maurus Jokai wird dem Kinde nicht gleich tödlichen Schaden zufügen, allergnädigste Frau,“ sagte er; „indes Sie haben recht—woher hast Du dieses Buch, Cäcilia? Aus meiner Bibliothek ist es nicht?“

„Nein, ich entnahm es auch nicht Deinen Büchern, Onkel. Ich fand es in meinem Zimmer und es gefiel mir, daher nahm ich es zum lesen mit herunter. Auf dem Titelblatt steht übrigens ein Name geschrieben; die Tinte ist verblaßt, aber man kann noch deutlich lesen: Leopold von Lenbach. Kennst Du jemand, der so heißt?“

Sie hielt das Buch hoch, mit dem Finger auf die verblaßte Schrift weisend. Ihre Blicke begegneten den seinen und wie Dolchstiche trafen sie sein Herz. Doch sein Lächeln veränderte sich nicht, keine Muskel regte sich in seinem Antlitz, und ohne Wanken seiner Stimme entgegnete er:

„Ja, es ist ein Buch von Lenbach, von einem Freund, den ich hatte, mein Kind — wenn Du willst, kannst Du das Werk behalten.“

Beim Verlassen der Bibliothek flüsterte Prinz Alexei Louban seinem Sohn zu:

„Diesen Lenbach hat Verkany vor Jahren wegen eines galanten Abenteuers erschossen, und jetzt spricht er mit der größten Gleichgiltigkeit von ihm. Ein tüchtiger Staatsmann, dieser Graf, aber kalt wie Eis und grausam wie ein Tiger. Mir graut mitunter vor ihm.“

Trotzdem wendete sich Seine Erlaucht einige Tage später in einer sehr zarten Angelegenheit an seinen Freund und Gastgeber.

„Verkany,“ sagte er zu dem in einem Kreise edler Herren und Damen dastehenden Grafen, „auf fünf Minuten, bitte, wenn Sie frei sind.“

(Forts. folgt.)



Ihr Liebling.

Es giebt keinen treuern Kameraden als ein Hündchen. Mit freut es sich, wenn man vergnügt ist, und winselt, wenn Schmerz oder Unmut uns Seufzer entringen. Wenn aber solch ein kleiner Kerl, wie ihn die Anne-Marie in der Schürze trägt, gar noch ein Geschenk ihres Herzensschatzes, des blondlockigen Jägers, ist, dann nimmt's nicht Wunder, wenn sie den kleinen Wauwau zu ihrem alleinigen Pflegekind macht und alles mit ihm teilt, was teilbar ist.

Zu unsern Bildern.

Excellenz von Stephan (S. 29), dessen Tod am 8. April d. J. in Berlin erfolgte, stand über ein Viertel-Jahrhundert an der Spitze der Deutschen Reichspost, die unter seiner Leitung einen ungeheuren Aufschwung genommen hat. Am 7. Januar 1831 zu Stolp in Pommern geboren, trat er 1848 in das Postfach ein, in dessen Verwaltung er es bereits nach zehn Jahren zum Postrat, 1865 zum Geheimen und vortragenden Rat gebracht hatte. 1870 wurde er zum Generalpostdirektor und zum Chef des Postwesens des Norddeutschen Bundes ernannt. 1879 zum Staatssekretär des deutschen Reichspostamts erhoben, begann er das Werk des inneren Ausbaues, das das deutsche Verkehrswesen an die Spitze aller ähnlichen europäischen Institutionen stellte. Auf seine Anregung sind die gesamte Postgesetzgebung, der einheitliche Paketttarif, die Einführung der Postkarte, der Anweisungs- und Auftragsverkehr und die Buchpost zurückzuführen. Das Aufgehen der Telegraphie in der Reichspost hatte eine Vermehrung der Telegraphenanstalten von 1700 auf 13000 zur Folge. Das bedeutendste Werk Stephans aber war die Gründung des Weltpostvereins. Die Zahl der Poststationen vermehrte sich unter seiner Verwaltung von 5400 auf mehr als 18000. Die Anerkennung seiner Verdienste äußerte sich in seiner Berufung zum Mitgliede des Preußischen Herrenhauses und des Staatsrats, in seiner Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Halle und in der Verleihung des Ehrenbürgerrechts durch die Städte Stolp und Bremerhaven. Der Kunst und Wissenschaft ist Excellenz v. Stephan stets ein eifriger Förderer und Gönner gewesen.

Ernst und Scherz.

Aus der Insektenwelt. Daß sich gewisse Insekten, z. B. Blattkäfer, Marienkäfer, Maiwürmer, Ameisen und Blattwespen, wenn sie berührt werden, totstellen, ist bekannt. Sie schlagen dann Fühler und Beine unter den Leib, lassen sich zur Erde fallen und verharren in gänzlicher Unbeweglichkeit, um die Aufmerksamkeit ihrer Feinde abzulenken. Bei den Käfern, die sich dieses Verteidigungsmittels bedienen, sieht man dabei aus dem Munde oder zwischen den Beingliedern dicke Tropfen eines roten oder gelben Saftes hervortreten. Schon 1859 hat, wie die Zeitschrift „Himmel und Erde“ mitteilt, Professor Leydig in Bonn die Vermutung ausgesprochen, daß dieser gefärbte Saft nicht irgend ein besonderes Ausscheidungserzeugnis, sondern einfach Blut sei, das unmittelbar aus dem inneren Körper kommt. Dem ist damals allseitig widersprochen worden, die neuesten Forschungen von Cuénot haben aber gezeigt, daß der Bonner Gelehrte durchaus recht hat. Die fraglichen Käfer haben zweifellos die Fähigkeit, ihr eigenes Blut freiwillig auszuwerfen. Aber eine Oeffnung, durch die dasselbe gerade im Augenblick des willkürlichen Scheintodes austritt, ist nicht vorhanden, vielmehr muß man annehmen, daß der Druck des plötzlich zum Stillstand gebrachten Blutes die Haut sprengt, daß ein Tropfen Blut herausgepreßt wird, daß aber kurz darauf die Wunde sich durch ein Klümpchen geronnenen Blutes wieder schließt. Wozu dient aber dieser sonderbare Aderlaß? Er ist offenbar ein wirksames chemisches Schutzmittel gegen die Feinde der Käfer. Weitere Beobachtungen haben dies bewiesen. Ein Blattkäfer, der einer Eidechse vorgeworfen war, wurde von dieser ins Maul genommen, aber sofort wieder fahren gelassen, als er einen gelben Blutstropfen von sich gab. Die Eidechse wischte sich das Maul ab und nahm keinen ähnlichen Käfer mehr an. Das Blut hat nämlich bei einzelnen Käfern einen sehr unangenehmen Geruch, bei andern einen widerlich bittern Geschmack.

Original-Vexierbild.

Gesetz vom 11. VI. 70.



(Erklärung folgt in nächster Nummer).

Acht und Aberacht. Einer der kriegslustigsten ritterlichen Herren zur Zeit des Faust- und Fehdewesens war der Markgraf Albrecht von Brandenburg, dessen Todesjahr um 1486 fällt; man hieß ihn nur den „deutschen Achilles“, und das Troja des brandenburgischen Epigonen nannte sich vor allem die Stadt Nürnberg, mit der er in gleichem Zorn zu leben schien, wie der ehrenfeste Berlichingen zu seiner Zeit. Acht Schlachten gewann er gegen die Stadt und nahm ihr, gegen sechzehn Mann allein kämpfend, eine Standarte. Baiernlan und Burgund, der Oberrhein waren die bevorzugten Schauplätze der kriegerischen Thätigkeit des markgräflichen Herrn. Die Chronik berichtet stolz die Liste seiner Eroberungen, die sich auf „3 Klöster, 2 Städte, 19 Schlösser, 75 Edelsitze, 17 Kirchen, 19 Hämmer, 28 Mühlen, 170 Dörfer und 3000 Morgen Reichsland“ beziffert. — Aber auch im friedlicheren Kampfe des Ritterspiels behauptete der Fürst seinen Namen; in 17 Turnieren blieb er, ohne im Sattel zu schwanken, Sieger. — Persönlicher Freund des Kaisers Friedrich II., durfte er sich bei dem ohnehin lockern Reichsregiment der Brandenburger mehr als andre erlauben; als indes die Klagen über den Gewaltthätigen sich allzu sehr häuften, alle Vorstellungen nichts fruchteten, wurde des Reiches Acht und Aberacht über den Markgrafen ausgesprochen. Aber der deutsche Achilles lachte den Boten aus, der ihm mit feierlichem Aufzug die Kunde überbrachte. „Sagt denen, die Euch gesendet,“ war seine Antwort, „acht und aberacht macht sechzehn, — und mit denen wird Albrecht von Brandenburg schon fertig!“

Ein Trostbrief. Als in London der bekannte Prediger und Gelehrte Tullech gestorben war, sendete Königin Viktoria, welche den Verewigten kannte und schätzte, an seine Witwe folgenden Trostbrief, der ebensowohl für das treffliche Herz der Königin als für ihre Kunst, seinen Neigungen schlicht beredten Ausdruck zu geben, Zeugnis ablegt: „Noch bin ich starr, mein Herz bricht, denke ich an die Schreckenskunde von dem Tode Ihres Gatten. Er war so gut, so weise und nun heißt es: „Niemals wieder soll ich ihn sehen.“ Ach, diese Worte sind mir schon bei so vielen meiner Teuren entgegengeklungen! Wenn Sie sich ein wenig gefaßt haben, so gestatten Sie mir, Sie zu besuchen. Nicht Englands Königin, nicht Indiens Kaiserin kommt in Ihr Haus, die Witwe will sich an die Seite der Witwe setzen, mit ihr gemeinsam beweinen, was sie besessen, was sie verloren.“

Schnelle Wandlung. Er: Nun, Frauchen, hast Du die Gedichte meines Freundes gelesen, und welches Urteil hast Du über dieselben?“ Sie: „Die Gedichte sind wundervoll, ausgezeichnet, wahrhaft klassisch!“ Er: „Du entzückst mich mit Deinen Worten, denn, wisse, die Gedichte sind — von mir!“ Sie: „So einen schauderhaften Unsinn kannst auch Du nur schreiben!“

Unüberlegt. Dame: „Wir haben diesmal einen furchtbar heißen Sommer!“ Herr: „Allerdings; aber Sie werden sich erinnern, der Sommer im Jahre 1850 war noch viel heißer!“ Dame (entrüstet): „Mein Herr, das verbitte ich mir!“

Auflösung der Aufgabe

aus voriger Nummer:

1471	98	237	194	1668	170	95	67
66	226	1621	87	202	1700	35	63
55	1653	258	34	99	127	138	1636
290	23	2	1685	31	3	1732	234
216	27	1	1756	18	11	1786	185
103	1680	152	65	210	114	43	1633
151	184	1606	59	82	1722	121	75
1648	109	123	120	1690	153	50	107

Wortspiel-Rätsel.

Die Mädchen tragen mich gern,
Indem sie mit Geschick mich füllen.
Doch weihen sie mich auch einem Herrn
Sucht dieser meist es zu verhüllen,
Selbst seinem Hündchen paßt es nicht,
Das zeigte oft sein Angesicht.

Zweisilbige Scharade.

Ein Körperteil ist meine erste,
Die zweite ist ein solcher auch;
Zu jenen Waffen zählt das Ganze,
Die nur noch selten im Gebrauch.

Buchstaben-Rätsel.

Mit F zeigt's vielfach die Natur,
Mit G steht's goldig auf der Flur,
Mit N preist es der Helden Mut,
Mit B springt's lustig in der Flut.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der Scherzfrage: **Ein Museum das Statuen enthält** (statt u—n enthält); des Wortspiel-Rätsels: **verschlagen**; des Füll-Rätsels: **Das Werk lobt den Meister.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.